

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Enzensberger, Hans Magnus
Immer das Geld!

Ein kleiner Wirtschaftsroman
Inszeniert von Franz Greno

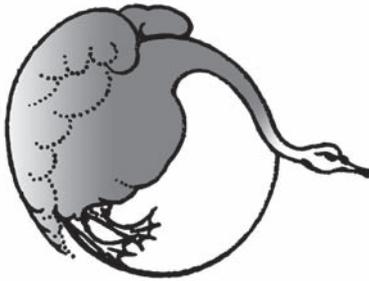
© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42489-6

SV

HANS MAGNUS
ENZENSBERGER

IMMER
DAS GELD! 

Ein kleiner Wirtschaftsroman



Inszeniert von Franz Greno

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2015

© Suhrkamp Verlag Berlin 2015

© der Abbildungen siehe Nachweise am Schluß des Buches.
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil dieses Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz und Reproduktionen: diemayrei.de
mit Redaktionssystem Woodwing

Druck: Memminger MedienCentrum AG

Printed in Germany

ISBN: 978-3-518-42489-6



Papiergeld kehrt irgendwann
zu seinem inneren Wert zurück – null.

VOLTAIRE



Der Besuch von Tante Fé



»**S**ie kommt!« Es war Fanny, die die Nachricht brachte. Fröhlich, beinahe triumphierend, schwenkte sie eine extrabreite Ansichtskarte, auf der ein Alpenpanorama zu sehen war. Am Mittagstisch verstanden alle sofort, wer gemeint war. »Tante Fé«, murmelte die Mutter und hielt seufzend den Suppenlöffel über der Terrine in die Höhe. Endlich brach der Vater das Schweigen und fragte: »Wann?« Die kleine Fanny krächte: »Schon heute abend!« und hielt zum Beweis die mit grüner Tinte hingekrakelten Zeilen in die Höhe. Was Tante Fé Anfang April an der Endstation einer Schweizer Zahnradbahn verloren hatte, ging aus ihrer Botschaft nicht hervor.

Aber sie faßte sich gerne kurz und bevorzugte, um mit der Welt zu korrespondieren, die Postkarte. »Das ist billiger und nicht so umständlich wie das Telephonieren oder diese neu-modischen Maschinen, die mir sowieso verdächtig vorkommen.« Die ganze Familie wußte, daß sie ein Parkgrundstück am Genfer See besaß, mit einer sagemumwobenen Villa, in der es erschreckend viele Zimmer gab. Wir hatten zwar eine Schweizer Telephonnummer von ihr, aber wenn mein Vater mit ihr sprechen wollte, meldete sich immer nur die





Im Deutschen reimt
sich Geld auf Welt;
es ist kaum möglich,
daß es einen vernünftigeren Reim
gebe.

Lichtenberg

Die Verachtung
des Reichtums war
bei den Philosophen
ein Trick, um sich
vor der Demütigung
durch die Armut
zu schützen.

La Rochefoucauld

abweisende Stimme eines Hausmeisters, der nur »*La Pervenche*« in den Hörer rief. Niemand wußte, was das bedeutete. Papa hat im Wörterbuch nachgeschaut und herausgefunden, daß es »Die Immergrüne« heißt. Ich stellte mir vor, daß der Mann ein Butler war, so einer, wie er in englischen Filmen vorkommt. Jedenfalls sagte er nur, die gnädige Frau sei leider nicht zu sprechen.

Anscheinend war sie wieder einmal auf Reisen. Diesmal war sie offenbar nicht nach New York, Lissabon oder Buenos Aires gefahren; sie hatte nur einen kleinen Ausflug in die Berge gemacht.

»Immergrün!« rief ich. »Da haben wir den Salat.« In den Augen meiner Patentante war ich die Vernünftigste in der ganzen Familie Federmann. Aber ich wußte auch, daß es zwecklos war, ihr zu widersprechen, wenn sie einen ihrer eigensinnigen Pläne gefaßt hatte.

Fabian, mein Bruder, der mir schon über den Kopf gewachsen ist, obwohl er drei Jahre jünger ist als ich, fiel mir sofort ins Wort: »Felicitas«, behauptete er, »du ärgerst dich doch nur, weil Tante Fé schlauer ist als du.«

»Schluß jetzt«, sagte Papa. »Kann man hier denn nicht einmal in Ruhe essen?«

Ja, bei uns lag wieder einmal etwas in der Luft. Mama überlegte, was man der Tante, die sich mit einem schlichten Hackbraten kaum abspeisen ließ, wohl zum Abendessen servieren könnte. Glücklicherweise war es Donnerstag. Einmal in der Woche kommt unsere polnische Putzfrau Bozena. Mit der ist auch nicht zu spaßen, denn sie wütet gegen den Dreck, als wäre er ihr persönlicher Feind. Bei diesem Kampf

zertrümmert sie manchmal eine Vase oder einen Lampenschirm. Aber es kommt nicht in Frage, sie zu entlassen; denn sie putzt schon seit vielen Jahren bei uns, und sie ist so treu, daß wir sie nie loswerden könnten. Das sieht sogar Mama ein, obwohl sie sich über jeden Kratzer ärgert, mit dem sich die Bozena auf einem Erbstück wie der Kaffeekanne verewigt. Jeder von uns wird aus seinem Zimmer gescheucht, wenn sie mit Mop und Eimer anrückt. Sie schimpft uns, wenn wir Kleider oder Spielsachen herumstreuen. Aber eines muß man ihr lassen: Im Notfall hilft sie gerne aus. Dann serviert sie sogar beim Essen. Natürlich arbeitet sie schwarz, denn sie will keine Formulare unterschreiben und nicht in irgendwelche Rentenkassen einzahlen. Sie will bare Scheine auf die Hand. Das Geld schickt sie dann nach Hause, zu ihrer kranken Schwester und zu ihren nichtsnutzigen Brüdern, die irgendwo in der Nähe von Krakau leben.

Vielleicht sollte ich ein paar Worte darüber verlieren, wie Tante Fé aussieht und wie sie auftritt. Früher muß sie eine Schönheit gewesen sein. Auf dem alten Photo im Familienalbum blickt sie den Betrachter herausfordernd an, so als wäre sie einem Flirt nicht abgeneigt. Aber heute muß sie längst über fünfundachtzig sein. Genaueres über ihr Alter will sie nicht sagen. In ihrer Villa lebt sie, abgesehen von ihrem Hausmeister oder Butler, allein. Mein Vater sagt, wahrscheinlich gebe es dort auch noch einen Gärtner und eine Zofe. Das muß er wohl in einem alten Roman gelesen haben. Ich bezweifle nämlich, daß heutzutage noch Zofen mit weißen Schürzchen herumlaufen.



Einmal habe ich im Stadttheater ein russisches Stück erlebt, in dem eine alte, herrschsüchtige Frau vorkam, die nur »die Generalin« genannt wurde, obwohl nirgends ein General zu sehen war. Sie sah genau wie Tante Fé aus. Wenn sie sich ärgerte, klopfte sie mit dem Stock auf den Boden, und dieser Stock hatte einen silbernen Knauf mit einem Löwenkopf, der mir bekannt vorkam. Auf so ein Ding pflegt sich auch meine Patentante zu stützen.

Wenn sie etwas nicht hören will, stellt sie sich schwerhörig. Aber sobald jemand versucht, ihr zu einem Hörgerät zu raten, fährt sie ihm über den Mund. Sie sieht es überhaupt nicht gern, daß man ihr widerspricht. Meine Eltern behandeln sie wie ein rohes Ei, weil sie nicht riskieren wollen, daß sie sich ärgert.

Geizig ist Tante Fé überhaupt nicht. Wenn sie zu Besuch kommt, gibt sie der Bozena immer ein üppiges Trinkgeld. Stets fragt sie uns aus, was für ein Taschengeld wir kriegen. Sie will wissen, ob es reicht, und was wir damit anfangen.

Geld ist wie Mist,
es taugt nur, wenn
man es verteilt.

Francis Bacon

Dann steckt sie uns ein paar Scheine zu. Ich habe gemerkt, daß sie immer ausländisches Geld dabei hat, Franken, Pfunde oder Dollars. Mir hat sie einmal hundert dänische Kronen geschenkt. Das war ein gelber Schein, der nach mehr aussah, als er wert war. Als ich ihn wechseln wollte, hat mir die Sparkasse nicht einmal fünfzehn Euro dafür gegeben.

Mama mißfällt, wie Tante Fé mit dem Geld umgeht. Hinter ihrem Rücken redet sie darüber, woher ihr Vermögen eigentlich kommt, ob es ehrlich erworben ist oder ob sie es von einem ihrer Männer geerbt hat. »Wer weiß, auf welche Weise diese Leute in Amerika zu Geld gekommen sind?«



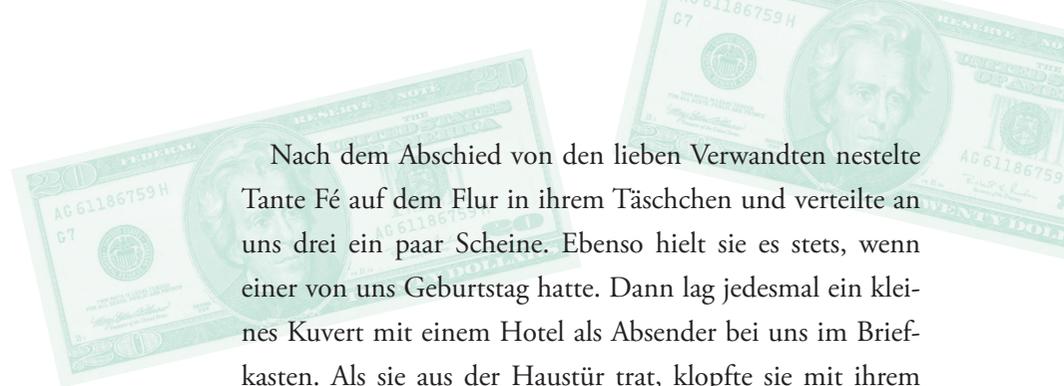
Eine rhetorische Frage, auf die niemand antwortet. »Außerdem verwöhnt die Fé nicht nur die Kinder, sondern auch die Bozena. Aber wie Franz und ich mit dem Geld zurechtkommen, danach hat sie noch nie gefragt.« Dazu schweigt Papa. Auf eine solche Diskussion will er sich nicht einlassen.

Es war ein verregneter Aprilabend, als Tante Fé mit einer schwarzen Limousine an unserem Häuschen vorfuhr. Der Fahrer spannte einen großen silbernen Schirm auf, um sie zur Tür zu begleiten. Sie hatte nur eine bestickte Handtasche und eine Flasche Champagner dabei, und das erste, was sie sagte, war: »Ihr braucht keine Angst zu haben, daß ich euch zur Last falle. Ich wohne wie immer in den *Vier Jahreszeiten*, und nach ein paar Wochen bin ich wieder weg.«

Das Abendessen verlief überraschend friedlich. Die Besucherin war gut aufgelegt und griff zweimal zu, als Bozena die Vorspeise servierte. »Wie gemütlich ihr es hier habt«, wunderte die Tante sich. Sie schien gar nicht zu merken, daß wir keine Sektgläser hatten. Dagegen ließ sie sich zu einem ungewöhnlichen Lob auf meine Mutter hinreißen. »Du weißt nicht, Franz«, sagte sie zu meinem Vater, »wie gut du es hast.« Damit waren die Budapester Rezepte gemeint, die Mutter aus den Tagen der Monarchie geerbt hat. Es gab Kalbsmedaillons mit Serviettenknödeln, und als Nachspeise einen Kaiserschmarrn. Nach dem Essen zündete Tante Fé sich zum Kaffee einen langen Virginia-Zigarillo an.

»Ich hoffe, du hast nichts dagegen, Friederike«, sagte sie. »Habt ihr einen Aschbecher?« Papa wußte, wo so etwas zu finden war, auch wenn er im Haus nicht rauchen durfte.





Nach dem Abschied von den lieben Verwandten nestelte Tante Fé auf dem Flur in ihrem Täschchen und verteilte an uns drei ein paar Scheine. Ebenso hielt sie es stets, wenn einer von uns Geburtstag hatte. Dann lag jedesmal ein kleines Kuvert mit einem Hotel als Absender bei uns im Briefkasten. Als sie aus der Haustür trat, klopfte sie mit ihrem Stock auf die Schwelle, und sogleich fuhr der Fahrer aus seinem Schlaf, spannte den Schirm auf und brachte sie in das wartende Auto.

Was die Eltern danach noch besprochen haben, weiß ich nicht, denn wir wurden sogleich ins Bett geschickt. Fabian und Fanny wollten nicht schlafen, und so kamen sie alle zu mir aufs Zimmer.

»Eigentlich weiß niemand so genau, wer Tante Fé eigentlich ist«, fing Fanny an. »Wahrscheinlich ist sie gar keine richtige Tante.«

»Daß sie Papas Schwester ist, glaubt ihr doch selber nicht«, meinte Fabian. »Dafür ist sie viel zu alt.«

»Dann ist sie eben unsere Großtante«, sagte ich. »Das läuft auf dasselbe hinaus. Laßt doch die Tante Fé in Ruhe. Vielleicht mag sie uns einfach. Außerdem weiß ich, daß sie keine Kinder hat. Und jetzt reicht es mir. Verzieht euch bitte. Ich will schlafen.«

Das hört sich alles so an, als wäre es lange her. Aber mir kommt es so vor, als wäre es gestern passiert. Das liegt daran, daß es bei einem hundsgewöhnlichen Familienbesuch nicht geblieben ist. Tante Fé, die für die Häuslichkeit der Federmanns wenig übrig hat, sorgte schon am folgenden Tag



für eine Überraschung. Sie lud uns in ihr Hotel ein, und zwar nicht die Eltern, sondern nur mich, Fabian und die kleine Fanny. Eigentlich war es eher eine Vorladung, die uns ein Kurier ins Haus brachte.

»Paßt auf!« sagte Mama. »Mit dem alten Drachen ist nicht gut Kirschen essen. Sie wird euch herumkommandieren. Und von ihren Launen können wir auch ein Lied singen, nicht wahr, Franz?« Doch Papa brummte nur und ging an seinen Schreibtisch.

Alle sagten Tante Fé zu ihr, aber in Wirklichkeit heißt sie Felicitas, so wie ich. Darauf hatte sie bestanden, als ich zur Welt kam, obwohl meine Mutter dagegen war, mich so zu nennen. Sie fand es albern, daß bei uns seit Menschengedenken alle Namen mit *F* anfangen. Erst später habe ich herausgefunden, daß schon die Urgroßväter Friederich oder Ferdinand Federmann hießen. Daraus ist dann eine Familientradition geworden. Auch die Angeheirateten mußten sich damit abfinden und die Kinder so taufen, wie es bei uns üblich war; sie konnten froh sein, wenn auf der Geburtsurkunde ab und zu auch ein *Ph* stehen durfte, so wie bei meinem Großvater Philipp. Es soll sogar eine ganz entfernte Cousine geben, die Philine heißt. Keine Ahnung, warum die Federmanns an dieser blöden Regel so eisern festhalten. Gegen Tante Fé war ohnehin nichts zu machen, als sie mit dem Krückstock auf den Boden klopfte und meinem Vater verkündete, daß sie entschlossen sei, meine Taufpatin zu werden. So bin ich zu meinem Vornamen gekommen.

Aber abgesehen von dieser Marotte geht es bei den Federmanns absolut normal, um nicht zu sagen, stinknormal zu.





Wir wohnen in einer Doppelhaushälfte, die Papa vor vielen Jahren gekauft hat. Sie liegt in einer Siedlung, ein bißchen außerhalb, und ist noch nicht ganz abbezahlt. Das ginge ja noch. Aber Fabian, Fanny und ich, wir stammen nicht, wie die meisten unserer Mitschüler, aus komplizierten dritten oder vierten Ehen, sondern aus unerhört geordneten Verhältnissen. Manchmal wundere ich mich über die ans Spießige grenzende Geborgenheit, in der ich aufgewachsen bin. Wir sind sozusagen eine Kernfamilie. Das ist anscheinend ein Auslaufmodell; denn bei der Nachbarschaft gibt es lauter Patchwork-Familien. Die Kinder werden von Ex-Frauen und Ex-Männern mitgebracht, und manchmal sind auch noch Stiefgeschwister und Adoptivkinder dabei.

Wir sind mit unserem Normalzustand ganz zufrieden. Sogar die Abstände zwischen uns sind wie aus einem Handbuch für die Familienberatung. Ich werde bald achtzehn, Fabian geht aufs Gymnasium, und Fanny ist gerade in die Schule gekommen. Daß der Unterricht dort zu nachtschlafender Zeit beginnt, findet sie unmöglich. Sie ist frech, phantasievoll, ungeduldig und vorlaut. Damit ist sie zu Hause immer gut durchgekommen, auch wenn Mama sie oft ausschimpft. Doch ebenso wie Fabian weiß sie einen Komfort zu schätzen, der es ihr erlaubt, zu trödeln. Sie hat ein winziges Radio, das sie gern bis zum Anschlag aufdreht, damit wir mithören können, was ihr gefällt – irgend etwas zwischen Outlaw Country aus den achtziger Jahren und Sunny Rocket. Fabian dagegen, der mit vierzehn schon unglaublich erwachsen wirkt, fingert gern auf seinem nagelneuen weißen Telefon herum – bei ihm muß es unbedingt die neueste

Version sein – ; aber er kennt sich auch mit den Sicherungen im Keller aus und kann sämtliche Automodelle unterscheiden. Ich glaube, daß er heimlich ziemlich aufs Geld aus ist, obwohl er das nie zugeben würde.

Das ist übrigens ein Problem, das die Harmonie in unserer Familie trübt: Aus irgendeinem Grund reicht es bei uns nie bis zum Ende des Monats, obwohl unser Vater als Sachbearbeiter seit langem in der Kfz-Zulassungsstelle schuftet, genauer gesagt, in der Hauptabteilung III des Straßenverkehrsamtes, noch genauer, in der Abteilung 2 der Kraftfahrzeugzulassungs- und Fahrerlaubnisbehörde. So umständlich drücken sich eben unsere Bürokraten aus, wenn sie unter sich sind.

Wer kein Geld hat,
dem hilft nicht, daß
er fromm ist.

Martin Luther

Ich glaube nicht, daß eine gewisse Sorte von Fahrzeughaltern bis zu Papa vordringt. Das sind Leute, die um ganz bestimmte Initialen betteln, damit sie mit Kennzeichen wie HYPE, MIZZI oder ROY durch die Gegend brettern können. Wer für die Wahl der Nummernschilder zuständig ist, kann leicht der Versuchung erliegen, jemandem durch Annahme eines diskreten Kuverts die gewünschte Kombination zu verschaffen. Damit hat Papa natürlich nichts zu tun; wo am Türschild Franz Federmann steht, ist an Bestechung nicht zu denken.

Er hat dort ein gesichertes Einkommen und ist unkündbar. Ob er Beamter ist oder nicht, weiß ich nicht. Jedenfalls geht sein Gehalt immer pünktlich auf dem Konto bei der Sparkasse ein. Davon kriegt Mama ihr Haushalts- und ein kleines Nadelgeld, mit dem sie rechnen kann. Ein luxuriöses Leben führt bei uns niemand; das gehört sich nicht, meint Papa. Früher, bevor Fanny geboren wurde, hat Mama noch

etwas dazuverdient. Sie arbeitete halbtags in einem Bioladen mit, wo es verschrumpelte Äpfel und Kräutertees gab, die sonderbar rochen. Papa gibt in seinem Schachklub den Anfängern Nachhilfestunden, und seinen Kollegen vermittelt er allerhand Versicherungen, für die er, glaube ich, Prämien kassiert. Weil die meisten Leute Angst haben, lassen sie sich immer mehr Versicherungen andrehen. Das nützt aber nichts, wenn man verunsichert ist. Und Fabian bessert sein Taschengeld dadurch auf, daß er den Rasenmäher oder die Spülmaschine unserer Nachbarn repariert.

Obwohl sie uns zur Sparsamkeit anhält, kauft Mama gerne ein. Das kommt wohl daher, daß sie eine geborene Ferenczy ist, was schon deshalb ganz gut paßt, weil dieser Name mit *F* anfängt. Als sie klein war, sprachen ihre Eltern zu Hause noch Ungarisch, aber jetzt reicht es nur noch dazu, am Telefon *viszontlátásra* zu sagen, was angeblich »Auf Wiedersehen!« bedeutet. In Budapest war sie als blutjunges Mädchen



schon einmal verheiratet, mit einem kleinen Beamten. Aber das hat nur ein paar Jahre gedauert. Auf dem Paßfoto sieht er ängstlich aus. Während er sich an seine Stelle im Landwirtschaftsministerium klammerte, wollte sie nach Deutschland ausreisen, sobald die Grenzen offen waren. Da ließ sie ihn sitzen und reichte die Scheidung ein. Aus ihrem Elternhaus hat sie auch ein paar komische Ausdrücke mitgebracht. Zum Beispiel sagt sie, man sollte immer »standesgemäß« angezogen sein, auch wenn man kein Geld hat.

Ich glaube, daß sie deswegen so gerne Kleider kauft. Immer noch einen Schal oder noch eine Bluse. Dann erzählt sie stolz, die Klamotten seien »enorm reduziert« gewesen. Sie glaubt an Schnäppchen. Mit Sonderangeboten läßt sie sich leicht über den Tisch ziehen. »Sie haben diesen Regentmantel um 60 Prozent herabgesetzt«, sagt sie. »Ich habe also 120 Euro gespart.«



»Denk doch mal nach, Friederike!« sagt Papa dazu. »Sechzig Prozent von was? Erst schlagen sie einen Wahnsinnspreis drauf, dann streichen sie ihn durch, und auf einen derart simplen Trick fällst du herein.« Dann ärgert sie sich wieder. Deshalb äußert sich Papa meistens lieber nicht weiter zu ihren Einkäufen.

Uns gehen die Eltern mit ihren Unterhaltungen über dieses Thema ziemlich auf die Nerven. Wenn es uns zu dumm wird, mischen wir uns ein. Das klingt dann so: »Müßt ihr euch denn ständig über das blöde Geld streiten? Immer diese Belege, diese Kontoauszüge, diese Leitzordner, diese Rechnungen! Wahrscheinlich sind wir daran schuld«, sagen wir vorwurfsvoll, »weil wir so viel kosten! Die Hypothek,

Das Geld geht
hinkend ein
und tanzend fort.

das Schulgeld, die Klassenfahrt. Die Turnschuhe, die Rucksäcke«, heißt es dann, »das nimmt ja kein Ende!«

Das hätten wir lieber nicht sagen sollen. Denn in diesem Punkt ist Mama recht empfindlich. Und Fabian, der, wenn man ihn aus der Reserve lockt, schlaue Dinge sagt, macht alles nur noch schlimmer.

»Das ist normal«, erklärt er.

»Das ist nicht normal, das ist langweilig«, ruft Fanny.

»Normal und langweilig«, fahre ich dazwischen, weil ich den Streit schlichten möchte. »Es ist normal, daß alle über das Geld reden. Nicht nur bei uns. Ihr braucht nur in der U-Bahn oder im Café zuzuhören, was die Leute in ihre blöden Telephone schreien. Es ist normal, daß das Geld nicht reicht. Es ist normal, daß sich die Eltern streiten, wenn es ums Geld geht, und daß uns das nervt, daß wir uns darüber aufregen, ist ebenfalls normal. Wir sollten es machen wie Papa. Der hört, wenn ihm der Streit zu dumm wird, einfach weg.«

Lange wußte ich nicht, woran es lag, daß von meinen Eltern nie ein kritisches Wort über Tante Fé zu hören ist. Nur hinter ihrem Rücken läßt Mama kaum ein gutes Haar an ihr. Erst später nahm Papa mich eines Abends beiseite und verriet mir ein Geheimnis: »Du mußt wissen, daß die Fé gar keine Tante ist, sondern eine ziemlich entfernte Großtante. Und außerdem ist sie nicht nur wohlhabend, sondern reich. Sogar *filthy rich*, wie die Engländer sagen.«

»Ja dann!« sagte ich. »Darum sind alle so vorsichtig mit ihr. Weil es bei ihr etwas zu erben gibt.«

»Es ist besser, wenn du das für dich behältst«, riet er mir. »Erbschaften sind nämlich nicht nur eine heikle Sache.

Geld ist
gemünzte Freiheit.
F. Dostojewski,
Memoiren aus
einem Totenhaus